

Besprechungen

Grethlein, J. (2022): *Antike und Identität*, Tübingen, Mohr-Siebeck 2022, 94 S., EUR 16,- (ISBN: 978-3-16-161852-9).

Der Titel der vorliegenden Essaysammlung, *Antike und Identität*, weist auf eine Diskussion hin, die in der letzten Zeit kontroverser geworden ist: Wem gehören die Altertumswissenschaften, die Antike? Wer beschäftigt sich mit Klassischer Philologie und warum? Bei wem liegt die Deutungshoheit über die Inhalte des Faches?

Wie alle akademischen Fächer sind die Altertumswissenschaften in Deutschland nach wie vor männlich dominiert. Während der Anteil der Professorinnen in den Geisteswissenschaften insgesamt bei 41 Prozent liegt,¹ weist die Klassische Philologie nur 24,8 Prozent auf,² also einen noch niedrigeren Anteil als die fakultätenübergreifenden 27%.³ Weiter sind die Altertumswissenschaften traditionell die Domäne eines kulturell und ökonomisch privilegierten Bürgertums, und ihre Klientel ist traditionell so weiß, wie sich Winkelmann die griechischen Statuen vorstellte: Die meisten Studierenden und fast alle Lehrenden im deutschen wie im anglophonen Raum sind europäischstämmig, und entsprechend werben Schulen mit einer europäischen Identität, die durch das Lernen von Latein und Griechisch verstanden, ja, erworben werden könne.

Während die Dominanz männlicher Forschender in den Altertumswissenschaften nicht nur mit der Identität des Faches zu tun hat, ist der Eurozentrismus innerhalb der Disziplin historisch wohl einzigartig: Schon Friedrich August Wolf betrachtete Griechen und Römer (im Gegensatz zu nordafrikanischen und nahöstlichen Kulturen) als einzige Völker,

die im Besitz einer „eigentlichen Geisteskultur“ gewesen seien.⁴ Sein Kollege Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff schrieb 80 Jahre später von „seit Jahrhunderten faulenden völker[n] und staaten der Semiten und Ägypter“.⁵ Die spätere nationalistische und faschistische Antikenrezeption tat ihr Übriges zur Weißwaschung der in Wahrheit ethnisch sehr diversen antiken Kulturen (ebenso der Missbrauch antiker Symbolik durch die gegenwärtige Neue Rechte). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mochte das Beschwören von Europa noch dazu dienen, die entzweiten europäischen Nationalstaaten durch die Rückbesinnung auf ein imaginäres gemeinsames Erbe wieder ideologisch zu verbinden. In Zeiten globaler Migrationsbewegungen kann das Pochen auf einer europäischen Identität jedoch auch als ängstlich-elitärer Abgrenzungsgestus verstanden werden.

Die Diskussion um die Identität der Altertumswissenschaften reiht sich ein in die neuen Kulturkämpfe des 21. Jahrhunderts: Traditionelle Inhalte werden problematisiert und neu hinterfragt, und lange marginalisierte Gruppen treten mit Anspruch auf Deutungshoheit auf. Sie fordern eine gerechtere Verteilung bei der Vergabe von Studienplätzen oder Stellen, bei denen traditionell eine männliche und weiße Klientel bevorzugt wurde.

Wie positioniert sich nun Jonas Grethlein (G.) in dieser Debatte? In den drei vorliegenden Essays ergibt sich ein unterschiedliches Bild.

Das kurze Vorwort „Wissenschaft zwischen Fakten und Identitäten“ und der erste und längste Teil, „Die Kontroverse in *Classics*“ sind die streitbarsten Partien des Buches. Hier geht es weniger

um einen kritischen Blick auf den Eurozentrismus der Disziplin, sondern vor allem um die Forderungen bisher marginalisierter Gruppen, im Fach mitreden zu dürfen.

Vor allem zwei Argumentationslinien erscheinen hier problematisch. Erstens rückt G. den Wunsch nach Repräsentation Marginalisierter „in ein Fahrwasser, in dem sich auch die identitäre Rechte bewegt“, indem „essentialistische Grundannahmen des Identitätsbegriffs“ einzelne Gruppen voneinander isolieren (4): „In verstörender Weise erinnern die klare Abgrenzung von Identitäten und die auf sie gegründeten Ansprüche an das identitäre Programm der Neuen Rechten“ (30). Nicht nur werden Betroffene von Diskriminierung mit Ausübenden gleichgesetzt, mit der ‚Hufeisentheorie‘, die linke Identitätspolitik nahe an der extremen Rechten verortet, begibt sich G. auch in sehr schlechte Gesellschaft: Gerade in den letzten Jahren wird die ‚woke Linke‘ von konservativer Seite ständig in die Nähe des Nationalsozialismus gerückt, sei es im Hinblick auf die angebliche Cancel Culture oder auf Banalitäten wie der Einhaltung von Corona-Regeln (unvergessen die Selbststilisierung Protestierender mit gelben Davidsternen). Bei den „essentialistische[n] Grundannahmen des Identitätsbegriffs“, den G. auch sonst als „zu statisch, zu wenig dynamisch“ bezeichnet (29), handelt es sich um eine Unterstellung: Die Forderung nach intersektionalen Perspektiven bedeutet eben gerade die differenzierte Betrachtung der komplexen Gemengelage aus sozialen und ökonomischen Fragen, und damit zusammenhängend auch Gender und Ethnizität. Dass diese Faktoren nicht überlappen, aber statistisch doch sehr häufig konfundiert sind – ethnische Minoritäten haben sowohl in den USA als auch in Deutschland weniger Zugang zu Bildung –, bezieht G. in seine Überlegungen nicht ein (z. B.

auch 33f.) und lässt sich gar zu einem Ausspielen der „Obsession mit Identitäten“ gegenüber „wirtschaftliche[r] Ungleichheit und soziale[r] Ungerechtigkeit“ à la Sahara Wagenknecht verleiten, die Identitätspolitik nicht als Antidiskriminierungsmaßnahme begreift, sondern als „Programm saturierter Akademiker“ (31).

Der zweite Punkt, der in G.s Argumentation erstaunt, ist die Abwesenheit einer Auseinandersetzung mit den Erkenntnissen der *critical race theory*. So prangert er gleich zu Beginn Quotenregelungen für Minderheiten an, indem er ein objektives Wissenschaftsbild (der „Versuch, Erkenntnisse zu gewinnen“, 3) einem identitätspolitisch subjektiven entgegenstellt („Mittel für die politische Emanzipation unterdrückter Gruppen“, 3), wie es sich bereits im Titel des Vorworts andeutet und später noch pointierter formuliert wird: „Wissenschaft als rettender Lieferant von Fakten für die Politik versus Wissenschaft als solipsistischer Ausdruck von Identität – der Unterschied könnte kaum größer sein“ (4).

G. übersieht (und mit ihm viele, die dem Vorschlag von Quotenregelungen Argumente der Qualifikation und der Objektivität entgegenhalten), dass Wissenschaft noch nie losgelöst war von der Identität der Forschenden, nur waren diese jahrhundertlang fast ausschließlich weiß und männlich. Zwar steht G. dem Eurozentrismus der Altertumswissenschaften durchaus kritisch gegenüber (s. unten), aber er zieht nicht in Betracht, dass Identifikation mit den eigenen Forschungsgegenständen schon immer ähnlich funktioniert haben muss wie heute: „Die einen sehen in der Antike die Grundlage unserer kulturellen Identität, die anderen bewerten sie nach der Richtschnur der eigenen Identität. Im ersten Fall wird die Antike normativ überstrapaziert, im zweiten wird der Zugriff auf sie narzisstisch verkürzt.“ (13) Betreiben die Prediger einer

europäischen Antike als Grundlage für ‚unsere‘ Identität etwa keine narzisstische Verkürzung? Oder sogar in höherem Maße als diejenigen, die für eine Diversifizierung der Perspektiven argumentieren? Die Annahme einer einzigen, objektiven Sichtweise, die hinter G.s Formulierungen zu stecken scheint, wirkt positivistisch; der Anspruch, die Identität der Forschenden solle hinter den wissenschaftlichen ‚Fakten‘ zurücktreten, konnte nur aufrechterhalten werden, weil diese Gruppe jahrhundertlang so homogen war, dass ihre Perspektive als ‚objektiv‘ gelesen wurde.

Hierarchisierungen von Texten und Autoren, von Epochen und Sprachstufen, schließlich auch von verschiedenen Kulturen haben unseren Kanon geformt. Gerade in den Altertumswissenschaften wird dieser Kanon nun von allen Seiten aufgebrochen: Fokussierungen auf Genderfragen oder auf sozial marginalisierte Gruppen spielen mittlerweile in allen altertumswissenschaftlichen Disziplinen eine Rolle, die *aurea Latinitas* und die griechische Klassik werden durch bisher vernachlässigte Texte ergänzt. Diese Tendenzen sind nicht zuletzt auch Frucht der Bemühungen einer diverseren Forschungsgemeinschaft: Die Gender-Studies wurden in den Altertumswissenschaften maßgeblich von weiblichen Forschenden begründet, neue Perspektiven auf Sklaverei stammen gerade im US-amerikanischen Feld auch von nicht-weißen Personen, deren Vorfahren teilweise selbst versklavt waren.

Wenn G. argumentiert, „die Brüche in der Tradition und Unterschiede zur Gegenwart [sein] zu groß, als dass man mit [dem Altertum] eine kulturelle Identität begründen könnte“ (14), wischt er die rezeptionsästhetischen Argumente beiseite, denen die antike Literatur ihr Überleben einzig verdankt, und verkennet ein Bedürfnis nach Identifikation, das Forschende schon immer angetrieben hat. Man muss die eigene Identität

nicht mit dem Altertum „begründen“, aber die eigene Identität nicht zum Forschungsgegenstand in Beziehung zu setzen, erscheint illusorisch.

Entsprechend bringt G. wenig Verständnis für den Wunsch nach Quotenlösungen auf; er vertraut dem traditionellen System der anonymen *peer review*: „Es spielt also keine Rolle, ob ein Beitrag von einem Mann oder einer Frau stammt, ob der Autor oder die Autorin alt oder jung ist, welche Hautfarbe, welche sexuelle Orientierung er oder sie hat etc.“ (26)

Das Ignorieren einer Implikation der Identität von Forschenden in ihre Arbeit wird in der soziologischen Forschung *color blindness* genannt: Beharren auf dem eigenen Standpunkt als ‚objektiv‘, Unkenntnis der eigenen Privilegien, Leugnung der Marginalisiertheit anderer Perspektiven. Denn natürlich spielt Diskriminierung auch in der *blind review* eine Rolle: Ganz abgesehen von den Exklusionsmechanismen, die Marginalisierte zuweilen überhaupt daran hindern, sich für akademische Stellen zu bewerben, werden sich konservative Herausgebende nicht gerade um unkonventionelle Fragestellungen reißen. Der Faktor der wissenschaftlichen Qualität – selbst schon ein Konglomerat aus mehreren Elementen wie Originalität und Quellenkenntnis – ist also nur ein Faktor in der *peer review* (die in einem kleinen Fach übrigens auch nicht immer so anonym ist, wie sie sein sollte).

Die vermeintliche Objektivität dieses Verfahrens verteidigt nicht nur G. beharrlich: Auch wenn Quotenregelungen bisher selten sind (vor allem im deutschsprachigen Raum; G. nennt die inzwischen eingestellte US-amerikanische Zeitschrift *Eidolon*, 15f.), werden sie von der traditionellen Klientel der Altertumswissenschaften teilweise als Instrument der Verdrängung verstanden; von Cancel Culture ist da die Rede (G. setzt das Umbenennen von Straßennamen

mit der Streichung von Inhalten aus dem Kanon gleich: 36f.) oder gar von „inversem Rassismus“ gegen Weiße, wie G. den Berner Althistoriker Stefan Rebenich affirmativ zitiert (11). Ein Argument gegen die apriorische Unmöglichkeit eines Rassismus ‚von unten nach oben‘ bleiben sowohl Rebenich als auch G. schuldig; es liegt nahe, dass ihnen die strukturelle, traditionell omnipräsente und alltägliche Natur von Diskriminierung einfach nicht bewusst ist, wenn sie die Forderung nach Bevorzugung marginalisierter Personen kritisieren.

Dass Marginalisierte nicht mehr bereit sind, die Deutungshoheit über ihre eigene Situation privilegierten Gruppen zu überlassen, kann G. folglich ebenfalls nicht nachvollziehen: Er zitiert die niederländische Kontroverse über die Legitimität der Übersetzung eines Gedichts der Schwarzen Autorin Amanda Gorman, die von einer Weißen erstellt worden war: Sie sei nicht in der Lage, so das Argument kritischer Stimmen, sich in die Erfahrungswelt der Autorin einzufühlen. Diese Diskussion hat mit den Altertumswissenschaften nichts zu tun, aber sie könnte: Wer darf künftig zur Sklaverei forschen? Dürfen Männer Gender-Studies betreiben? Die Antwort ergibt sich rasch aus einem Blick über die Forschungslandschaft in den Classics: Aktuell befassen sich zahlreiche biographisch nicht betroffene Forschende mit marginalisierten Gruppen. Der springende Punkt besteht eher darin, dass sich Betroffene eine gewisse Sensibilität wünschen, wenn für sie problematische Themen in ihrer Gegenwart verhandelt werden, und dass Nichtbetroffene diese offenbar nicht immer aufbringen können oder wollen. Niemand protestiert gegen Weiße, die etwa die Bildungschancen von Schwarzen statistisch untersuchen, aber wenn Weiße Schwarze Lebenswelten für sich beanspruchen, besteht die Gefahr einer Usurpierung der

Perspektive (etwa in Form der Fokusverschiebung vom Effekt rassistischer Äußerungen bei Betroffenen hin zur Intention der Ausübenden). Diese Unterscheidung zwischen Forschung einerseits und Repräsentation andererseits will G. nicht nachvollziehen; so schreibt er über den Afroamerikanisten Frank B. Wilderson und ihm Gleichgesinnte: „Ihre Behauptung, nur Schwarze könnten ‚blackness‘ verstehen, stößt auch wohlmeinende Gelehrte anderer Hautfarbe vor den Kopf und widerspricht der Grundannahme, Wissen müsse intersubjektiv plausibel sein.“ (27) Aber die intersubjektive Plausibilität der Erfahrung von ‚blackness‘ würde entweder voraussetzen, dass ein herkunftsdeutscher Professor für Klassische Philologie in der gleichen Lebenswelt zuhause ist wie sein Schwarzer US-amerikanischer Kollege, oder aber, dass die eigene Lebenswelt mit der Forschung nichts zu tun habe. G. fehlt das Verständnis dafür, wieso die Sichtbarmachung der eigenen Identität ein politischer Akt ist; seine Frage „Ist die Besessenheit mit Identität nicht verbohrnt angesichts des Reizes, sich mit etwas anderem als dem Eigenen zu beschäftigen?“ (30) offenbart erneut, dass er zwischen der Perspektive der Marginalisierten (für die es nicht um „Reiz“ geht, sondern um existentielle Fragen wie ihre Präsenz im Fach) und seiner eigenen nicht unterscheidet.

Diesem vorbehaltlosen Verlass auf wissenschaftliche Objektivität entspricht auch G.s Positionierung zum Wandel des Kanons: „Aber wie lässt sich der Versuch, mit dem Kanon alle Werke abzubilden, vereinen mit dem Anspruch, die besten Werke auszuwählen?“ (28).

Was sind denn die Kriterien, so möchte man fragen, für „die besten Werke“? Dass schon Goethe sie geschätzt hat? Ist nicht die Thematisierung von Kanonbildung eine essentielle Voraussetzung für die literaturwissenschaftliche

Ausbildung Studierender, und ist nicht die Frage, warum und von wem Qualitätskriterien erstellt wurden, wesentlich ‚objektiver‘ und ‚wissenschaftlicher‘ als ihre unhinterfragte Übernahme?

Nach diesen ersten 44 Seiten des Buches folgt ein kürzerer Essay zum Thema von Uvo Hölschers vielzitiertem Diktum der Antike als eines „nächsten Fremden“, der sich zunächst liest, als sei er von einem anderen Autor geschrieben. Hier zeigt G. sehr differenziert verschiedene Auffassungen zum Paradigma des „nächsten Fremden“ auf, zunächst nicht das Hölschersche Original, sondern die Interpretation der Berliner Latinistin Melanie Möller, die einen sehr unmittelbaren Zugriff zeitgenössischer Lesender auf die antiken Texte für möglich hält. Dies stellt einen gewissen Gegensatz zu Hölscher dar, der, wohl abgeschreckt durch den Missbrauch der Antike in der Zeit des Nationalsozialismus, das Fremde hervorhebt, anhand dessen Lernende Distanz und kritische Reflexion lernen können. G. fügt diesen Paraphrasen Äußerungen des italienischen Kunsthistorikers Salvatore Settis und der britischen Althistorikerin Mary Beard hinzu, die ebenfalls eine Antike zwischen Identität und Alterität beschreiben. Er stellt jedoch auch fest, dass der Vagheit dieser Formulierung eine gewisse Beliebigkeit innewohnt, so dass man sie gleichermaßen auf Literatur, Sozialgeschichte oder materielle Artefakte anwenden kann, und zitiert weiter den Mediävisten Otto-Gerhard Oexle, der das Mittelalter als sein „nächstes Fremdes“ betrachtet. Kurz blitzt ein Verteidigungsreflex des Altphilologen auf, wenn G. behauptet, dass sich „dem heutigen Leser die Odyssee eher [erschließt] als das Nibelungenlied“ (50), ohne dies näher zu erklären. Dann weitet er die Frage, was denn das „nächste Fremde“ nun sei, auch auf eine spatiale Ebene aus, sind uns doch die gegenwärtigen Kulturen von China und

Nordamerika heutzutage in vieler Hinsicht näher als die Antike. Weiter unterzieht er Hölschers Begriff von ‚Klassik‘ einer kritischen Analyse und kommt zu dem Schluss, dass das „nächste Fremde“ diesen *de facto* ersetzt hat: Nach wie vor hat die Antike für Hölscher einen besonderen Status. Auf den folgenden Seiten setzt sich G. mit einem weiteren Verfechter dieser ‚Klassik‘ auseinander: Der philologische Kollege Jörg Dittmer hatte sich zu G.s im Merkur und bei Zeit Online erschienenen Artikel geäußert, der die Basis des vorliegend in Buchform erschienenen Essays gewesen war,⁶ und G. vorgeworfen, sich vom Begriff des ‚Klassischen‘ zu entfernen. G. liefert hier eine luzide Betrachtung über die Problematik der Normativität des ‚Klassischen‘, sowie eine wohltuend relativierende Einordnung der griechisch-römischen Kulturen zwischen zahllose andere antike und moderne Paradigmen, die uns als Spiegel und Gegensatz unserer eigenen Welt dienen können. Die Vereinnahmung der klassischen Antike für ‚uns‘ entlarvt er elegant: Dittmers Vorwurf, dass nicht mehr die klassische Philologie die großen Themen der Menschheit wälze, sondern „Orchideenfächer“ wie die Ägyptologie (gemeint ist Jan Assmann), kontert G. mit der schlichten Feststellung, andere Kulturen könnten eben genauso gut die Funktion des „nächsten Fremden“ erfüllen. Auch die notorische Überhöhung europäischer Kulturen insbesondere gegenüber islamischen Gesellschaften durch den Gräzisten Thomas Szlezák lässt G. nicht gelten und bezeichnet diese „Instrumentalisierung der Antike [als] ebenso fragwürdig wie offensichtlich“ (60), um gleich darauf die Idealisierung vermeintlich antiker Erfindungen wie der ‚Demokratie‘ zu tadeln, einer Demokratie, „in der Frauen, Fremde und Sklaven kein Stimmrecht hatten“ (61). Schließlich zeigt er sich postkolonialen Ansätzen gegenüber

voller Verständnis: „Man kann [...] nicht nur Demokratie und Freiheit, sondern auch Sklaverei und Kolonialismus auf die Antike zurückführen“ (62). Im letzten Satz dieses Kapitels zieht G. dann doch den Bogen zurück zur Identitätsdebatte:

Weder in der Form eines identitätspolitischen Programms noch als die Idee einer kulturellen Identität Europas ist Identität eine hilfreiche Kategorie für den heutigen Zugriff auf das griechisch-römische Altertum. Sie engt den Blick auf die Antike entweder ein, bis nur noch Widerspruch oder Bestätigung der eigenen Position zu sehen ist, oder lädt ihr eine Begründungslast auf, die sie nicht tragen kann. (65)

Hier zeigt sich erneut die Gleichsetzung der – durchaus kritisch betrachteten – immer schon tonangebenden Eliten mit den ‚Neuen‘ in der Zukunft, die nun auch mitreden und ihre eigenen Perspektiven einbringen wollen. Dass G. diesen hierarchischen Unterschied nicht mit einbezieht, entspricht seiner Distanzierung auch von der eigenen *persona*: Er verteidigt die Position der Objektivität, als sei er nicht selbst ebenfalls geprägt von einer notwendig rezeptionssteuernden Identität, und als sei diese nicht privilegiert, sondern einfach neutral.

Der letzte Essay des Bandes, betitelt *Reflexivität und Rezeption*, betont die oft und zu Recht beschworene komplexe Diskursivität vieler uns erhaltener antiker Texte. Bisweilen fragt man sich hier, wer das anvisierte Publikum der oft etwas allgemein anmutenden Darlegungen sein soll: Dass die griechische Tragödie schon durch die Dialogizität des Genres einen Schauplatz der Ambiguitäten darstellt, wie sie sich etwa in der Figur eines Kreon manifestieren, ist keine neue Erkenntnis, nicht für klassische Philolog*innen, aber auch nicht für ein fachfremdes, bildungsbürgerliches Publikum; dass G.s Buch von Lesenden rezipiert wird, die mit den Kanones nicht vertraut sind, bleibt unwahrscheinlich, da das Wissen um den Inhalt der Antigone vorausgesetzt wird.

Auch die Diskussion zu Platon wirkt ein wenig farblos; es ist nicht überraschend, dass die Staatsform der Demokratie kontroverse Diskussionen, wie sie in den Dialogen stattfinden, erst ermöglichen, bis hin zur Kritik an der Demokratie selbst. Formulierungen wie „Aber auch die archaische Dichtung ist keineswegs primitiv“ (86), die einen kurzen Absatz zu Homers Odyssee einleitet, werfen erneut die Frage auf, für wen der Text geschrieben ist – wer hätte jemals behauptet, die homerischen Epen seien „primitiv“? Der interessanteste Teil des Kapitels besteht in einem knappen und kundigen Überblick über die aktuellen politischen Referenzen auf Thukydides: G. zeichnet die Genese der Idee eines angeblich thukydideischen „politischen Realismus“ nach und beleuchtet, wie die Aussagen der Protagonisten in dem Geschichtswerk seit jeher für Thukydides' eigene gehalten wurden, von Hans Morgenthau bis zu heutigen neokonservativen Theoriebildung. „Nicht Thukydides, sondern die Athener berufen sich auf die Macht des Stärkeren“, summiert G. (76) – und dass es gerade das Scheitern dieser Ideologie ist, die der griechische Geschichtsschreiber darstellt. Es ist tatsächlich erstaunlich, wie häufig Thukydides immer wieder als Advokat einer rücksichtslosen Machtpolitik rezipiert und diese durch den Verweis auf den großen alten Mann gerechtfertigt wurde. G. hält den neokonservativen ‚Thinktanks‘ hier einen Spiegel vor: Sie haben den *Peloponnesischen Krieg* nie gelesen. Das Sich-Berufen auf eine antike Autorität ist Fake – interessant wäre die Frage, warum die antike Autorität eine gegenwärtige politische Einstellung überhaupt legitimieren sollte. Die kurze Besprechung der Vergilschen *Aeneis* liest sich dann wieder eher generisch, und dass G. George Steiners Ansatz von 1990 als „jüngere Interpretation“ bezeichnet (81), sagt viel über den aktuellen Zustand der

Altertumswissenschaften aus. Immerhin findet auch die Inschrift an der Grabstätte der unidentifizierten Toten des 2014 eröffneten Ground Zero Memorial Museums Erwähnung; G. vermerkt auch, dass die Vergilschen Toten, die mit dem *nulla dies*-Vers geehrt werden (9.447: „kein Tag wird euch jemals aus dem Andenken der Zeiten löschen“), Nisus und Euryalus sind, die bei einem freiwillig unternommenen Angriff ums Leben kommen (82), ein Gedanke, den man angesichts der so grundlegend anderen Situation der Opfer des 11. September gerne noch etwas ausgeführt gesehen hätte.

Es ist dies eine lange Rezension über ein kurzes Buch geworden. Dies ist vielleicht gerechtfertigt durch die Tatsache, dass sich auch in den Altertumswissenschaften mittlerweile Gräben auftun, wo die eine Seite die andere nicht mehr versteht. Diese Debatten erscheinen heute grundsätzlicher, als es etwa die Tübinger ‚Troia-Debatte‘ in den 1990er-Jahren war, aber ist sie das wirklich? Damals ging es um nichts weniger als die Historizität des Troianischen Mythos, und damit auch um die der Homerischen Helden, die für Forschende schon immer ein gewisses Identitätsstiftendes Potential gehabt haben, auch für G. selbst, der in seiner Monographie *Mein Jahr mit Achill* eine sehr persönliche Auseinandersetzung mit der homerischen Achilleus-Figur vorgelegt hat (2022). Das Bedeutsamere an den aktuellen Kontroversen ist wahrscheinlich, dass sie sich aus sehr viel weitergehenden gesellschaftlichen Verwerfungen speisen, als es die von der breiteren Öffentlichkeit eher mit Staunen betrachtete Troia-Kontroverse damals tat. Identitätspolitische Bewegungen wie #blacklivesmatter und #metoo haben die Welt verändert, auch die Welt der Wissenschaft, und keineswegs nur im Bereich der Geisteswissenschaften: Beispielsweise wird in der Medizin seit den 1990er-Jahren sogenannte

Gendermedizin geübt, also die Erforschung und Erprobung von Symptomen und Medikamenten an einem diverseren Testpublikum, während die bisher geübte – vermeintlich objektive – Forschung, immer am Typus eines 75 Kilo schweren Mannes stattgefunden hatte. Aus dieser Diversifizierung sind wichtige Erkenntnisse hervorgegangen, etwa, dass sich Herzinfarkte bei Frauen anders äußern als bei Männern. Es bleibt zu hoffen, dass die Verknüpfung von Wissenschaft und Identität auch in der Altertumswissenschaft weiter fruchtbringend sein kann, auch im Sinne neuer Theoriebildung: Der bisher herrschende Objektivitätsbegriff, so scheint es, bedarf einer vorsichtigen Anpassung.

Anmerkungen:

- 1) <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/197908/umfrage/frauenanteil-in-der-professoren-schaft-nach-faechergruppen/#:~:text=Im%20Jahr%202021%20betrug%20der,-Bildungsbeteiligung%20und%20Chancengleichheit%20im%20Hochschulbereich> [05.01.2023].
- 2) https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Publikationen/Downloads-Hochschulen/personal-hochschulen-2110440217004.pdf;jsessionid=BFDFDA3CF23646C0887BD4459D4CB1A1.live722?__blob=publicationFile: S. 270: 85:28 [05.01.2023].
- 3) https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2022/12/PD22_559_213.html [05.01.2023].
- 4) Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert, Berlin 1807, 16.
- 5) Philologische Untersuchungen 7: Homerische Untersuchungen, Berlin 1887, 215f.
- 6) https://augustana.de/fileadmin/user_upload/Klassische_Philologie/4_Joerg_Dittmer_Kritische_Anmerkungen_zu_Jonas_Grethlein_Merkur1_2018%20.pdf [03.01.2022], <https://www.zeit.de/kultur/2018-01/altertum-antike-naechste-fremde-uvo-hoelscher> [03.01.2022].

KATHARINA WESSELMANN